

**Paracelsus im Gedicht. Theophrastus von Hohenheim in der Poesie des 16. bis 21. Jahrhunderts.** Eine vielsprachige Anthologie unter Mitwirkung von *Sven Limbeck* hg. von *Joachim Telle*. Pressler, Hürtgenwald 2008. 377 S., € 98,-.

Als Nebenprodukt einer über dreißigjährigen Beschäftigung mit Paracelsus, die zuletzt in den ersten beiden Bänden einer mustergültigen Textdokumentation zum Frühparacelsismus gipfelte,<sup>1</sup> legt Joachim Telle eine Anthologie zur Rezeption des Paracelsus im Gedicht vor, die durch die editorische Sorgfalt, die Fülle der vermittelten Informationen ebenso besticht wie durch die Buchgestaltung des Guido Pressler Verlags. „Gedicht“ ist bei dieser über sechs Jahrhunderte reichenden Sammlung in einem weiteren Sinn zu verstehen, entscheidend ist die metrisch gebundene Form unter Einschluss von Verspoemen und Versdramen (Großtexte werden in Ausschnitten geboten).

Die Anthologie enthält 130 Texte von 108 Autoren (davon 18 anonym). Die Gedichte lassen sich unschwer chronologisch drei verschiedenen kulturellen Großepochen zuordnen. Der erste Hauptblock gehört zur Frühen Neuzeit einschließlich Barock mit dem Humanismus als gemeinsamem Nenner (S. 14–91); einige wenige Texte stammen aus dem Jahrhundert der Aufklärung (S. 92–95), offensichtlich einer Latenzphase der poetischen Paracelsusrezeption; die literarische Moderne setzt dann als zweite bis heute reichende Großgruppe mit Coleridge (1809), Arnim (1830) und Browning (1835, 1889) ein (S. 95–227).

Die humanistische Textgruppe beginnt mit dem berühmten Basler Schmähdgedicht von 1527 auf Theophrastus-Cacophrastus, das sein alsbaldiges Scheitern als Stadtarzt und als akademischer Mediziner an der dortigen Universität vorwegnimmt. Wie selbstverständlich ist es in lateinischen Distichen geschrieben. Latein, antikisierende Metrik, gelehrte und zugleich geistreich-witzige Anspielungen bleiben für die

<sup>1</sup> *Corpus Paracelsisticum*. Bd. 1: *Der Frühparacelsismus. Erster Teil*. Bd. 2: *Der Frühparacelsismus. Zweiter Teil*. Hg. und erläutert von Wilhelm Kühmann und Joachim Telle. (Frühe Neuzeit 59/89) Tübingen 2001–2004.

Mehrheit der Texte dieses ersten humanistisch geprägten Blocks typisch. Das Latein als unbestrittene Leitsprache der poetischen Paracelsusrezeption zeigt einmal mehr, wie isoliert und folgenlos Paracelsus mit seinem antiakademischen Furor und seinem lebenslangen Bemühen geblieben ist, für seine medizinischen, sozialkritischen und theologischen Anliegen einen volkssprachlichen, terminologisch oft sehr eigenwilligen Kanal zu finden.<sup>2</sup> Nur noch ein weiteres Gedicht ist zu Lebzeiten des Paracelsus (gest. 1541) erschienen. Es gehört zu dem in dieser Abteilung häufig belegten Typ der ‚Paratexte‘: Paracelsustexte und Paracelsuseditionen werden über Widmungsgedichte innerhalb der weit gestreuten Paracelsusanhänger adressiert und mit Lobgedichten begleitet. Ein Höhepunkt dieser kunstvollen Panegyrik sind die drei Texte von Paul Linck aus der großen Huserschen Paracelsusedition (S. 52–59).<sup>3</sup> Charakteristisch für diese erste Textgruppe ist ferner der enge Text-Bild-Bezug. Innerhalb der Paracelsuspublikationen, aber auch als Einblattdruck oder als Teil von Bildergalerien berühmter Männer werden Porträtstiche von Paracelsus, die sich entweder an die beiden noch zu Lebzeiten erschienenen Stiche des Monogrammisten AH (1538, 1540) oder an vorgebliche Paracelsusporträts, die pseudoepigraphisch berühmten Malern zugeschrieben werden (Tintoretto S. 45, Rubens S. 86f.), anlehnen, mit oft reichlichen Beitexten versehen. Ins Lobfach gehören auch die zeittypischen fingierten Grabaufschriften und die Devisen, darunter besonders häufig belegt der berühmte Leitspruch des Paracelsus „ALTERIUS NON SIT, QVI SVVS ESSE POTEST // EINS ANDERN KNECHT SOL NIMANT SEIN, / DER FVR SICH BLEIBEN KAN ALLEIN“ (S. 37). Ab Libavius (1595), der das abwertende Wortspiel vom Cacophrastus wieder aufnimmt, mischt sich erneut Kritik in die poetische Paracelsusrezeption (S. 61, 70–73). Lob und Tadel werden gleichermaßen durch sogenannte ‚paragoni‘ bedient, wertende Vergleiche, die Paracelsus bald positiv, bald negativ mit so verschiedenen Größen wie Apoll (S. 23), Galenus (S. 15, 23, 75f., 80), Dürer (S. 39) oder Luther (S. 48) in Beziehung setzen. Mit geistreichen Epigrammen beteiligt sich der bekannte englische Neulateiner Owen (S. 79f.), Fleming steuert ein lateinisches Lobgedicht (S. 80f.), Kuhlmann eine deutsche Grabaufschrift (S. 85) bei, und Leibniz lässt in einem französischen Scherzgedicht den bemühten Galenus-Paracelsus-Vergleich zugunsten des herzoglichen Spitzenkochs als besten Leibarzt hinter sich (S. 85).

<sup>2</sup>Joachim Telle, „Die Schreibart des Paracelsus im Urteil deutscher Fachschriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts“ [1981]. In: Udo Benzenhöfer (Hg.), *Paracelsus*. Darmstadt 1993, S. 271–304.

<sup>3</sup>Joachim Telle, „Johann Huser in seinen Briefen. Zum schlesischen Paracelsismus im 16. Jahrhundert“. In: ders. (Hg.), *Parerga Paracelsica. Paracelsus in Vergangenheit und Gegenwart*. (Heidelberger Studien zur Naturkunde der frühen Neuzeit 3) Stuttgart 1992, S. 159–248.

Konstanten, welche die humanistische Textgruppe mit den Gedichten der literarischen Moderne verbinden, sind neben dem Palingenesie-Gedanken und dem Alchemiker-Dichter-Vergleich vor allem die reiche Legendenbildung – Telle spricht von „Lügende“ (S. 364)<sup>4</sup> –, welche die wenigen gesicherten Daten zu Leben und Wirken des Paracelsus überlagert. Geht das Klischee von Paracelsus als Säufer und Outlaw noch auf einen zeitgenössischen, wenn auch parteiischen Augenzeugen zurück, so widerspricht die verbreitete Meinung, Paracelsus sei ein Transmutationsalchemiker gewesen, der Gold machen wollte, allen erklärten Absichten des Hohenheimers. Vollends entbehren die ihm angedichteten Kontakte mit dem Geisterreich (Teufelspaktler wie Faust, Besitzer eines *spiritus familiaris*, Verbindung zu Lokalgeistern), die Herleitung seines angeblichen Geheimwissens aus dem Knauf seines Schweres oder aus sagenhaften Orientreisen und die Verschwörungstheorien um seinen angeblich gewaltsamen Tod jeglicher historischen Grundlage. Angesichts solcher Fabulierwut nimmt es wunder, dass die von Paracelus entwickelte und systematisierte Lehre von den vier Elementargeistern, sogenannten „Geistmenschen“, deren Existenz er der überbordenden Schöpferkraft Gottes zuschreibt (*horror vacui!*),<sup>5</sup> in der Lyrikrezeption kaum eine Rolle spielt (nur Blunck 1931 und Geerk 1990), ganz im Gegensatz zu der Novellistik der literarischen Moderne (Fouqué, Tieck, Arnim, Heine u.a.). Das erinnert an die für die literarische Moderne typische Ausdifferenzierung der europäischen Paracelsusrezeption auf verschiedene Gattungen – neben der Lyrik jetzt die Novelle (ab 1811), der Roman (ab 1830), das Drama (ab 1835), was in der vorliegenden Lyrikanthologie nur gestreift werden kann (S. 280–284, 286).<sup>6</sup> Selbstverständlich spielt das Latein keine Rolle mehr, die volkssprachliche Palette hat sich, von den europäischen Hauptsprachen abgesehen, bis zum Slowakischen, Russischen und Japanischen erweitert. In der Gesamtgruppe sind bedeutende Lyriker vertreten, neben Coleridge und Arnim Meyer 1872, Pound 1909 und Goll 1949, die Hauptmasse aber sind *poetae minores*, die oft anfällig für die Zeitideologie sind. So lebt der in den humanistischen Paragoni spürbare Personenkult unter anderen Vorzeichen (Nietzsche, Georgekreis) im modernen Geniekult beziehungsweise in dem Ruf nach der großen Führerpersönlichkeit, die Auswege aus der Zeitkrise findet, wieder auf. Es ist bezeichnend,

<sup>4</sup>Die Wortprägung findet sich schon in Joachim Telle, „Paracelsus bei Kaiser Maximilian I. Lügende und Ereignisdarstellung in einer ‚Historia‘ von Hans Sachs“. In: Sepp Domandl (Hg.), *Paracelsus. Werk und Wirkung*. Festschrift für Kurt Goldammer. (Salzburger Beiträge zur Paracelsusforschung 13) Wien 1975, S. 315–333.

<sup>5</sup>Theophrastus von Hohenheim genannt Paracelsus, *Liber de nymphis, sylphis, pygmaeis et salamandris et de caeteris spiritibus*. Hg. von Robert Blaser. (Altdeutsche Übungstexte 16) Bern 1960.

<sup>6</sup>Neben mehreren älteren Arbeiten vgl. jetzt den Überblick von Karl Heinz Weimann, „Paracelsus in der Weltliteratur. Beiträge zur Wirkungsgeschichte Hohenheims“ [1961]. In: Benzenhöfer (Anm. 2), S. 322–373.

dass Paracelsus nicht für die linke sozialkritische Version des Geniekults, sondern ausschließlich für die folgenschwere nationalkonservative Variante vereinnahmt wird (Spann-Rheinsch 1921; Bertram 1922, 1928; Kolbenheyer 1926). Erschwerend kommen hier die Regionalisierung und die mit den südlichen Wirkungsstätten des Paracelsus verbundenen Jubiläen hinzu, von denen zwei in die Zeit des Nationalsozialismus fallen (Beer, Mell, Kolbenheyer, alle 1943). Es gibt aber auch kritische Stimmen gegen die Heroisierung und Ideologisierung von Paracelsus (Hachfeld 1980, Carl 1992, Jammermann 2005), ganz abgesehen davon, dass mit Draghi 1967, Henderson 1977 und Boliek 2005 gewichtige und qualitätsvolle Texte gerade auch für die letzten Jahrzehnte vorliegen.

Völlig singular für eine Anthologie ist die editorische und kommentierende Sorgfalt, die der Herausgeber Text für Text walten lässt. Alle fremdsprachigen Texte werden in Übersetzungen geboten, wobei Joachim Telle sich auf einen kompetenten Mitarbeiterkreis stützen kann, soweit er nicht auf ältere Übersetzungen zurückgreift (z.B. für Courtin 1579; für Pound werden drei, für Goll zwei Varianten geboten). Die Erläuterungen (S. 229–331) bringen Angaben zu den Verfassern (auch bei Anonyma), zur Textüberlieferung – als Druckvorlage wird meist der sorgfältig eruierte Erstdruck gewählt, begleitet von textkritischen Anmerkungen –, sowie kommentierende Anmerkungen (allgemeine Angaben und Zeilenkommentar). Ein Vergleich etwa mit dem *Corpus Paracelsisticum* (Anm. 1) zeigt, dass sich der Herausgeber bei der Kommentierung auf das Nötigste beschränkt hat. Trotzdem kommt es zu wahren Höchstleistungen, so wenn kryptische Paracelsus-Bezüge, die auch einem historisch-kritischen Editor entgangen sind, nachgewiesen werden (Arnim, Bertram), Paracelsus-Anspielungen per Zitat dingfest gemacht werden (S. 300, 301), ein umfassendes Sachwissen sowohl zu den Paracelsica als auch zu den Pseudoparacelsica, überhaupt zum jeweils relevanten kulturellen Wissen beigebracht wird. Bedauerlich, aber bei der strengen Bindung an den Zeilenkommentar (kaum Querverweise) wohl unvermeidlich ist die Verteilung von zentralen Informationen auf mehrere Einträge, so muss man sich beispielsweise Angaben zu dem Komplex der Selbst- und Fremdbenennungen von Paracelsus (S. 293, 313, 327, 328), zum Säuferstereotyp (S. 278, 293, 294, 331) oder zu den angeblichen Todesumständen (S. 268, 272, 284, 286, 290, 326) aus verschiedenen Anmerkungen zusammensuchen. Bezeichnend für die Akribie des Herausgebers sind die vielen Angaben, die mit „ungewiß“, „unzureichend gesichert“ markiert oder gar vollends zurückgewiesen werden. So wird bei Golls *Chanson de Paracelse* an drei Stellen ein vermeintlicher Paracelsus-Bezug negiert (S. 310f.).<sup>7</sup>

Trotz des Umfangs bietet die Anthologie vor allem für die Frühzeit nur eine Auswahl aus der Masse der Paracelsusgedichte. Das zeigt eine frühere Veröffentlichung des Herausgebers, deren Texte hier nur

---

<sup>7</sup>Ein Kabinettstück dieser *argumentatio ex negativo* ist Telles Studie zu den angeblich alchemistischen Buchsigneten des 16. und 17. Jahrhunderts, die entgegen einem weitverbreiteten Wunschdenken in der Forschung nicht auf die alchemistische Esoterik zurückzuführen sind, sondern aus der vieldeutigen und polyfunktionalen Bilderwelt der Frühen Neuzeit stammen (Joachim Telle, *Buchsignete und Alchemie im XVI. und XVII. Jahrhundert. Studien zur frühneuzeitlichen Sinnbildkunst*. Mit achtundsechzig Abbildungen. Hürtgenwald 2004).

zum Teil Aufnahme gefunden haben.<sup>8</sup> Im Nachwort hat Telle selbst auf Fehlendes hingewiesen (S. 371f.). Im Fall von Bernus, einem praktizierenden Okkultisten und Alchemisten mit literarischen Ambitionen, dem Telle selbst wiederholt Aufmerksamkeit geschenkt hat,<sup>9</sup> bedauert man den Ausschluss. Zu gut hätte das Schlussgedicht *Paracelsus* des kriegsbegeisterten Zyklus „Vorgesang einer neuen Zeit“ in Alexander von Bernus' 1916 neugegründeter Vierteljahresschrift *Das Reich* zu der Ideologisierung großer Persönlichkeiten (Paracelsus nach Mohammed und Franz von Assisi!) und deren nationalkonservativer Vereinnahmung gepasst.<sup>10</sup> In zwei Anhängen unternimmt der Herausgeber selbst eine Korpusserweiterung seiner Anthologie, indem er poetische Pseudoparacelsica (S. 333–336) und Paracelsus betreffende Klein- und Streuüberlieferung (S. 337–346) vorstellt. Leider werden die hier genannten Verfasser nicht im Autorenregister berücksichtigt.

Nach intensiver Lektüre des Kommentars bleiben einige wenige Erweiterungswünsche, die freilich über den erklärten Rahmen einer Gedichtanthologie hinausgehen. Man vermisst die beiden ersten Porträtstiche, die 1538 und 1540 noch zu Lebzeiten des Paracelsus erschienen sind, und den Text der Original-Grabplatte (ab 1554 vielfach gedruckt). Letzteren muss man sich aus verschiedenen Anmerkungen zusammenstellen (S. 236, 237, 240, 244, 278, 279, 330). Auf alle drei Zeugnisse wird im Kommentar dauernd verwiesen, ohne dass man sie vor sich hätte.<sup>11</sup> Ich persönlich hätte mir noch den Prosa-Vorspann zu Carls *Cacophrastischen Sonetten* (S. 207f.) gewünscht<sup>12</sup> und als Dreingabe die vom Künstler Lederer selbstkommentierte *Transformatio Paracelsi*, die wie kein anderes modernes Text-Bild-Zeugnis die Wandlungsfähigkeit und schwere Greifbarkeit des Paracelsus sinnfällig macht.<sup>13</sup>

Das Nachwort (S. 357–370) zeigt noch einmal gebündelt alle Qualitäten des Herausgebers. Fernab von jeglichem „Hurraparacelsismus“ verbleibt er in einer empathischen Distanz zu seinem Protagonisten, dem er ein Gutteil seines Lebenswerks gewidmet hat. Mitunter stößt man im Nachwort und im Kommentar auf eigenwillige Wortprägungen, die

<sup>8</sup>Joachim Telle, „Paracelsus im Gedicht“. In: Gundolf Keil u.a. (Hgg.), *Fachprosa-Studien. Beiträge zur mittelalterlichen Wissenschafts- und Geistesgeschichte*. Berlin 1982, S. 552–573.

<sup>9</sup>Annelies Stöckinger / Joachim Telle, *Die Alchemiebibliothek Alexander von Bernus in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe*. Katalog der Drucke und Handschriften. Wiesbaden 1997; Joachim Telle, „Dichter als Alchemiker. Vier Briefe von Gustav Meyrink an Alexander von Bernus“. In: Hans-Günther Schwarz u.a. (Hgg.), *Fenster zur Welt*. Festschrift für Friedrich Strack. München 2004, S. 357–379.

<sup>10</sup>Der Zyklus findet sich in: *Das Reich. Vierteljahresschrift* [hg. in München und Heidelberg von Alexander Freiherr von Bernus] 1 (1916), Buch 3, S. 420–432, *Paracelsus* S. 431f.

<sup>11</sup>Die drei Zeugnisse sind bequem greifbar in Heinz Dopsch u.a. (Hgg.), *Paracelsus (1493–1541)*. „Keines andern Knecht...“. Salzburg 1993, S. 376, 378 und Tafel V.

<sup>12</sup>Siegfried Carl [d.i. Rüdiger Krüger], „Neuester Physiologus oder Was tut der Salamander im Schilde Paracelsi nebst einigen cacophrastischen Sonetten getreulich aufgezeichnet nach alten flegetanischen Schriften“. In: Telle (Anm. 3), S. 405f.

<sup>13</sup>Thomas Lederer, „Zu dem Bild ‚Transformatio Paracelsi‘“. In: Telle (Anm. 3), S. 411–413.

deutlich machen, dass hier bei aller stupenden Gelehrsamkeit lebendige Wissenschaft getrieben wird.

Universität München  
Institut für Deutsche Philologie

*Volker Hoffmann*

Schellingstraße 3  
D-80799 München

volker.hoffmann@germanistik.uni-muenchen.de